

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 38 [i.e. 41] (1959)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inseratennahme: Rückstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheckkonto VIII 16 327 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII 18 58

Verkaufspreis 30 Rp.

Erscheint jeden Freitag

AZ Winterthur, 9. Januar 1959
38. Jahrgang Nr. 1

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 14.80 jährlich, Fr. 8.50 halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 17.— pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnkiosken. Abonnementsentnahmen auf Postcheckkonto VIII 18 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. — Inseratenschluss am Montagabend

Vor der Abstimmung über die Frauenstimm- und Wahlrechtsvorlage

Tout comme chez nous

Die Diskussion um die am 1. Februar zur Abstimmung gelangende Frauenstimmrechts-Vorlage ist in vollem Gange. Kein Tag vergeht, ohne dass darüber gesprochen wird. Die Stimmbürger halten mit Ratschlägen nicht hinterm Berg, aber auch nicht mit Kritik. Sie ermuntern einerseits zu Ruhe und Besonnenheit, zum — Schweigen, andererseits zu kühnen Aufrufen und originellen Demonstrationen; sie vermessen Originalität und Humor, wo sie auf Werbung für die Sache stossen. Sie beschuldigen uns der Vogel-Strauss-Politik, wenn wir den Gegnerinnen nicht energisch zu Leibe rücken. «Wie war's denn in andern Ländern, wo schliesslich den Frauen das Stimm- und —wahlrecht auch nicht kampflos zugesprochen wurde?», wollen andere wissen. — Eine aufmerksame Leserin hat uns die Novembernummer der amerikanischen Zeitschrift «Holiday» mit einem Beitrag über den Stimm- und Wahlrechtskampf der Amerikanerinnen im Jahre 1920 zugeschickt. Unsere geschätzte Mitarbeiterin HSG hat darüber den nachfolgenden Artikel verfasst, der zeigt, dass noch immer, wenn für eine gute Sache gekämpft wurde, die Gegner den Pionieren und Pionierinnen Kampf und Sieg erschwerten, dass sich aber der Fortschritt nicht aufhalten liess und zuletzt die Frauen die ihnen zukommenden Rechte doch erhielten. Red.

Im August 1920, als unsereins noch in den Windeln lag, fand in Nashville, Tennessee, die Entscheidungsschlacht in einem generationenalten Kampfe statt. Im Juli war im Hotel Hermitage eine 40jährige Frau als Vorhut erschienen, dann folgte eine 60jährige — der General, der das Terrain auskundschaftete. Anfang August tauchte die Elite-truppe auf, lauter strahlende junge Frauen, trotz ihrer Jugend und ihres verführerischen Aussehens längst im Kampfe gestählt und von heroischen Narben bedeckt. Ihre Waffen waren Eifer und Unschuld des Herzens, die sich merkwürdigerweise als sehr wirksam erwiesen hatten. Wie alle Kreuzritter kannten sie nur eine Lösung: Frauenstimmrecht! Diese Lösung aber war nur das unmittelbare Ziel. Der Kampf ging um viel Tieferes. Denn sobald sie eine Stimme im Staat haben würden, war es zu Ende mit dem männlichen Slogan «Die Frau gehört in die Küche». Der Mann würde die Frau als gleichberechtigte Partnerin in seine Welt aufnehmen. Mit wieviel Argumenten hatte er versucht, sie in der «Küche» zu behalten: «Die Hand, die die Wiege schaukelt, regiert die Welt»; «Du helfender Engel, du»; «Sei brav, liebes Mädchen, und lass andere klug sein»; oder er suggerierte «Schwachheit, denn Name ist Weib», oder er komponierte gar «Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen», oder er beleidigte «Eine Frau ist nur eine Frau, aber eine Zigarre gibt Rauch».

Als sie sich immer weiter wehrten, erfand er ein schreckliches Hindernissen mit heimlichen Gräben und Fallen. Zwei Generationen lang zwang er sie, ihren Weg durch seine gebrochenen Versprechen zu finden, über seine Wahlurnen hüdenzulaufen, durch seine Lügen zu waten und sogar in seinen Gefängnissen zu schmachten. Nun kam die

letzte Hürde, die 33 männlichen Senatoren und 99 Kongressmänner von Tennessee. Damit würde der 19. Änderungsantrag zur Verfassung der Vereinigten Staaten, der den Frauen das Wahlrecht bringen sollte, in Kraft treten (ein Ständemehr von 36 Staaten war nötig zur Ratifizierung).

Im Laufe des Kampfes hatten sich mehr und mehr Männer dem Unvermeidlichen gefügt, manche in etwas verspäteter Ritterlichkeit sogar eine helfende Hand geboten. Aber es gab noch viele erbitterte Gegner. Um weniger aufzufallen, hatten sie ein paar gewichtige Frauen gewonnen, die die Arbeit für sie erledigen sollten (tout comme chez nous...). Die Stimmrechtlerinnen verachteten diese Verräterinnen am eigenen Geschlecht zu tiefst. Auch diese «Anti-Frauen» erschienen im August 1920 in Nashville und logierten ebenfalls im Hermitage.

So erzählt der Chronist, Peter Lyon (Holiday, November 1958), und schildert aufs anschaulichste das Hotel Hermitage als Arena, in der Tigerinnen und Löwinen um die Parlamentarier von Tennessee rangen. Die Antistimmrechtler hatten sich auf 13 Staaten konzentriert, in denen sie die Reform der Verfassung blockieren wollten. Tennessee war einer davon, der letzte. Am Montag, den 9. August wollten die beiden Kammern ihre Session eröffnen. Ueber das Wochenende strömten die Parlamentarier nach Nashville, eine bunte Schar. Einige waren

grosse Frösche aus kleinen Teichen, andere trugen Gewehre, denn in jener Gegend wurde noch oft eines Mannes Ehre mit der Feuerwaffe verteidigt; einige waren kultiviert und wohlhabend, andere an jeder über die Primarschule hinausgehende Bildung unbeteiligt; einer war ein rotbackiger Jüngling namens Harry Burn, der nicht ahnte, dass er zur Hand des Schicksals auserkoren war. Fast allen war eines gemeinsam: sie interessierten sich herzlich wenig für den für andere so wichtigen Punkt auf der Tagesordnung. Wohl hatten die meisten der einen oder andern Seite Versprechungen abgegeben, aber die Stimmung war lau. Man freute sich vor allem über die Ferien!

Nicht nur die Hotels profitierten von den über 1000 Befürworterinnen und Gegnerinnen des Frauenwahlrechtes, sondern auch die Blumenhändler. Die «Pros» trugen nämlich eine gelbe Blume als Abzeichen, die «Antis» eine rote Rose. Auf jeden Parlamentarier traf es sieben Frauen, die ihn umschwärmt und instruierten. Der Unternehmerverband und die Louisville- und Nashville-Eisenbahngesellschaft seiften die Gegner ein. Das Umworbenwerden machte sich bemerkbar. Noch nie hatte Nashville so viele wohlrasierte Männer mit buntesten Krawatten gesehen. Aber trotz alledem war die Begeisterung der Parlamentarier gering.

Im Anfang waren die Stimmrechtlerinnen optimistisch. Der Senat schien ganz sicher zu sein, während man im Kongress mit 62 Ja gegen 37 Nein rechnen konnte. Die Befürworterinnen drängten auf schnelle Erledigung. Aber dann — tauchte plötzlich eine grosse Schwierigkeit auf: im 8. Stock

des Hermitage gab es ein Zimmer, zu dem nach und nach alle Herren vom Parlament den Weg fanden. Die Fama erzählte, dass man dort unbegrenzt — Prohibition hin oder her — schnapsen konnte. Das genügte für die erfahrenen Stimmrechtlerinnen, denn sie kannten die Brauer und Schnapsbrenner recht gut, die wahrscheinlich nur zu gerne den 18. (Prohibition) mit dem 19. (Frauenwahlrecht) Änderungsantrag zur Verfassung der USA verwechselten. Alles was Rösche trug, bedeutete für diese Männer Gefahr. Sie bekämpften beide Anträge mit vollem Einsatz. Whisky für die Parlamentarier! Das Resultat zeigte sich in einem einzigen Tag: zwei Kongressmänner schlugen sich zu den Gegnern. Am nächsten Tag gehörte auch der Sprecher des Kongresses dazu.

Erst jetzt, als es ernst galt, überlegten sich die Herren Parlamentarier, ob man eigentlich den Frauen da nicht den berühmten kleinen Finger gäbe, der die ganze Hand nach sich ziehen könnte? Das hiess, sie würden in die Männerberufe eindringen und womöglich — oh Entsetzen — die doppelte Moral erfolgreich bekämpfen. Die möglichen Ja-Stimmen sanken auf 51.

Im Senat war der Kampf bald vorüber. Der Wortführer der Gegner brachte antiquierte Argumente vor, wie: die Stimmrechtlerinnen trügen ausgeschnittene Kleider und könnten keine Kinder gebären. Niemand hörte ihm zu. Der Senat nahm mit 25 gegen 4 Stimmen an.

Alles lag in den Händen von 99 Männern, Anno 1920 in Tennessee — und 1959 liegt die Hoffnung von 1,7 Millionen Schweizer Frauen auf Gerechtigkeit in den Händen von 1,5 Millionen stimmberechtigten Vollbürgern. Neue Argumente dafür und wider sind aufgetaucht, und doch geht es heute um nichts anderes als damals in den USA. Die Vorurteile allein spielen nicht die Hauptrolle — Gefühle beherrschen Gegner und Befürworter — heute wie damals. Mrs. Chapman Catt, die alte Pionierin im Hotel Hermitage, nannte das Kind beim Namen. Viele Gegner erlagen der Bestechung, dem Vorurteil (die männliche Überlegenheit), der Unverantwortlichkeit (Alkohol). Die Atmosphäre war heiss geworden. Die Temperamente konnten jederzeit aufeinanderprallen und jede Explosion würde die Abstimmung beeinflussen.

Je länger die Abstimmung hinausgeschoben wurde, desto mehr verloren die Stimmrechtler an Boden. Die Gegner waren auf dem Kriegspfad. Wurden die wenigen schwankenden Geister noch abfallen? Sogar gleiche Stimmennzahl bedeutete Niederlage.

Aber die Frauen verloren ihren Mut nicht. Am entscheidenden Tag war das Kapitel mit gelben Bannern, Bändern und Blumen geschmückt. Unzählige junge Frauen in Weiss mit breiten gelben Bändern sassen auf der Galerie. Betäubt blies eine von ihnen den jungen Harry Burn mit einer roten Rose im Knopfloch; auch er war also abgefallen und hatte ihr doch vor kurzem in seinem Hause Unterstützung versprochen.

Der Vorschlag eines «Anti», die Vorlage zuerst zu diskutieren, wurde in offener Abstimmung bei gleicher Stimmzahl abgelehnt. Man konnte annehmen, dass jene, die die Diskussion abgelehnt hatten, für Annahme der 19. Verfassungsänderung stimmen würden. Das hiess wohl viel Niederlage. Es wurde totenstill, als die Weibel die Namen aufrief, diesmal zur Änderung selbst. Und dann geschah es: Harry Burn stimmte Ja, obschon er auch für die Diskussion gestimmt hatte. Was war geschehen? Wusste er nicht, worum es ging? Aber er rief zornig noch einmal sein «Ja». Das Resultat war 49:47, und ein Jubel ohnegleichen erhob sich auf der Galerie, ein Jubel vermischt mit Freudentränen, der bis ins Hermitage zur Mrs. Catt drang, welche sofort beglückt wusste, was er bedeutete. Wo immer die alten Pionierinnen auch sein mochten — sie hörten ihn sicher auch.

Warum hatte Harry Burn bewusst in letzter Minute eingegriffen? «Wissen Sie», sagte er zu den Reportern, «der Rat einer Mutter ist für einen Sohn immer der beste, und meine Mutter wollte, dass ich Ja stimme».

Die Schweiz ist nicht Tennessee, und unsere Methoden sind nicht die der Amerikanerinnen von 1920, es geht bei uns nicht um die kantonalen Parlamente, sondern um den männlichen Teil des ganzen Volkes — aber der Einfluss der Mütter, Frauen, Schwestern und Töchter — könnte er nicht auch bei uns wirksam werden? HSG

Männer schreiben:

Ein Akt der Gerechtigkeit

Am 1. Februar haben die stimmberechtigten Schweizer Bürger mit dem Stimmzettel auf die Frage zu antworten, ob sie bereit seien, den Schweizer Frauen bei eidgenössischen Abstimmungen und Wahlen die gleichen politischen Rechte und Pflichten einzuräumen, wie sie den Männern seit langem zustehen. Es entspricht einem Akt der Gerechtigkeit, für diese Neuerung die Türen zu öffnen. Haben doch vor über hundert Jahren unsere Väter in der Schweizerischen Bundesverfassung den Grundsatz aufgestellt: «Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich». Ausgeschlossen vom Recht, zu stimmen und zu wählen, waren bis jetzt in der Schweiz einzig die Geisteskranke, dann die Verbrecher, denen der Strahrichter die bürgerlichen Ehren entzogen hat, und — die Frauen! Ist das nicht eine beschämende Regelung, die geändert zu werden verdient?

Wie alle Bürger im Staat sind auch die Frauen den Gesetzen unterstellt, sie helfen den Männern, die Lasten tragen, viele von ihnen stehen im Berufsleben und haben aktiven Anteil am Wirtschaftsleben und an der Förderung der wirtschaftlichen und sozialen Wohlfahrt von Land und Volk. Sollen die Frauen zu den Pflichten und Lasten nicht auch das Recht der freien Mitbestimmung beim Erlass der Gesetze bekommen? Sollen die Frauen nicht mittragen an der Verantwortung, wenn im Staat Entscheidungen fallen, die jeden Einwohner angehen.

Der Urheber der Verfassungsvorlage, über die am 1. Februar die Männer abzustimmen haben, Bundesrat Feldmann, um den das Schweizervolk trauert, sagte an der Saffa-Schlussfeier in Zürich:

«Die Zeit ist gekommen, in einem freien Volk gemeinsame Aufgaben gemeinsam zu lösen, gemeinsame Lasten zu tragen in gemeinsamer Verantwortung».

Guter Schweizer Art und Tradition entspricht es, staatspolitische Neuerungen schrittweise einzuführen und den Bogen nicht zu überspannen. Auch mit dem Stimmrecht und Wahlrecht der Schweizerin soll es so geschehen. Gewisse Gegner der Abstimmungsvorlage vom 1. Februar wenden zwar ein, man hätte von unten nach oben bauen, man hätte in der Gemeinde und in den Kantonen beginnen und erst später die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau auch im Bund einführen sollen. Mit dem Ziel allerdings seien sie einverstanden, der Frau gebühre das gleiche Recht wie dem Mann.

Wer so urteilt, übersieht, dass bis jetzt die Versuche, das Stimmrecht und Wahlrecht der Frau in den Kantonen einzuführen, gescheitert sind. Wer aber ein Ziel erreichen will und auf dem eingeschlagenen Wege nicht dahin gelangt, der wird vernünftigerweise einen anderen Weg einschlagen. Das war die Überlegung des Bundesrates, als er beantragte, es sei der Vorstoss auf eidgenössischem Boden zu versuchen.

Unmissverständlich bestimmt der zur Abstimmung gelangende neue Artikel 74 der Bundesverfassung:

«In Angelegenheiten eines Kantons oder einer Gemeinde beurteilt sich die Stimm- und Wahlfähigkeit nach dem Rechte des Wohnsitzes. Die Einführung des Frauenstimm- und —wahlrechtes bleibt den Kantonen weiterhin freigestellt».

Dieser Vorbehalt der Freiheit und Eigenständigkeit der Kantone wird vor allem in jenen Kantonen Beachtung finden, wo heute noch der altertümliche und schöne Brauch der Landsgemeinden sich hat erhalten können. Daran wird auch eine zustimmende Mehrheit in der Eidgenossenschaft am 1. Februar nichts ändern, es wäre denn, die im betreffenden Kanton stimmberechtigten Bürger würden dereinst eine Änderung beschliessen.

Zugegeben: die Einführung des Stimmrechtes und des Wahlrechtes in Kantonen und Gemeinden, bevor die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau im Bund gewährt würde, hätte gewisse Vorteile gehabt. Doch gibt es auch beim nunmehr eingeschlagenen umgekehrten Weg Vorteile: Im Bund ist die Zahl der Urnengänge und damit der politischen Beanspruchung des Stimmberechtigten kleiner als in den Kantonen und in den Gemeinden. Die Meinungsverschiedenheiten, die es zu jeder Vorlage gibt — und es ist gut so — prallen gewöhnlich weniger scharf aufeinander in eidgenössischen Angelegenheiten als bei Massnahmen, die es in den Kantonen zu ergreifen und zu ordnen gilt.

Da 72 Prozent der ledigen Schweizer Frauen berufstätig sind, 67 Prozent der geschiedenen, 24 Prozent der verwitweten Frauen einem Beruf nachgehen, ja selbst von den Verheirateten 10 Prozent für die Erhaltung ihrer Familie auf zusätzlichen Verdiensten angewiesen sind, und sie alle dem Staat ihre Steuern zahlen, ist es ein Akt der Gerechtigkeit, wenn ihnen das Mitspracherecht eingeräumt und die Möglichkeit der Mitverantwortung geboten wird für die Gestaltung der Gesetze, die ihre Berufsausübung ordnen und bestimmen. Aber auch die verheiratete Frau, die für die Familie sorgt, Töchter und Söhne erzieht, hat gewiss Anspruch auf politische Gleichstellung.

Gerechtigkeit und Rechtsgleichheit verlangen den vorgeschlagenen Ausbau der schweizerischen Demokratie: darum stimmen am 1. Februar die Schweizer Männer für die Schweizer Frauen Ja.

Weitere Aktionskomitees

In Aarau konstituierte sich ein kantonales Aktionskomitee für das Stimm- und Wahlrecht der Schweizer Frau. Das Präsidium liegt in den Händen von Landammann Adolf Richner, Oftringen, die Geschäftsstelle betreut Direktionssekretär Dr. Kurt Eichenberger, Aarau. Dem Arbeitsausschuss gehören mehrere aargauische Frauen und Männer an.

Im Kanton Thurgau hat sich unter dem Vorsitz von Dr. med. H. K. Fierz, Kreuzlingen, ein Aktionskomitee zugunsten der Frauenstimmrechtsvorlage in der eidgenössischen Volksabstimmung vom 1. Februar 1959 gebildet. Neben den thurgauischen Mitgliedern im schweizerischen Aktionskomitee gehören ihm eine grosse Anzahl von thurgauischen Männern und Frauen an.

Das Waadtländer Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht für die kantonale und eidgenössische Abstimmung vom 1. Februar 1959 wird von Staatsrat G. Despland präsiert. Seine Vizepräsidenten sind Vertreter der waadtländischen politischen Parteien und die Präsidentin der waadtländischen Vereinigung für das Frauenstimmrecht, Fr. A. Quinche.



Die Schweizer Frauen werden die politische Gleichberechtigung erhalten

Die zahlreichen in der Erziehung tätigen Frauen dieser Versammlung erwarten von mir ein Wort darüber, ob die Probleme der Erziehung zur Freiheit nur ein Männerthema darstellen, oder ob sie die schweizerischen Frauen und die schweizerische Jugend erziehung auch angehen. Ich spreche es mit Überzeugung aus, dass das der Fall ist und gar nicht anders sein darf. Gerade weil wir zwischen Mann und Frau kein Gleichheitszeichen setzen, gerade weil sie ungleicher Art und Natur sind, wird ihnen im Staate die politische Gleichberechtigung zukommen müssen. Hier sind weitere Fortschritte fällig. Ohne Zweifel hat die Frau bedeutende Eigenwerte ins Staatswirken einzutragen.

Die Schweizer Frauen werden die politische Gleichberechtigung erhalten. Sie geben sich Rechenschaft darüber, dass die politische Gleichberechtigung der Schweizer Frau ein viel höheres Mass politischer Mitbestimmung im Staate einräumt, als die Frauen irgend eines Landes sie besitzen, denn die Schweizer Frau wird nicht bloss das Wahlrecht erhalten, sondern auch das Mitbestimmungsrecht in den Sachentscheiden erhalten. Die Schweizer Frau wird damit in der staatlichen Souveränität gleichberechtigt dastehen, in jener Souveränität, wie sie in den Referendumsrechten zum Ausdruck kommt, und die Gesamtheit des Volkes als höchste Instanz höher stellt als die Landesregierung und höher als die eidgenössischen Räte. Die Schweizer Frauen werden diesen bedeutenden Unterschied zu würdigen wissen. Die politische Gleichberechtigung der Frau ist aber eine Voraussetzung zur Verwirklichung der Demokratie.

Habt auch keine Angst, dass die politische Gleichberechtigung der Frau in unserem Staatswesen epochale Veränderungen herbeiführen werde. Das ist sicher nicht der Fall. Wenn eines Tages ein oder zwei Tausend Frauen im Nationalrat Einsitz nehmen werden, so wird das aber dem Rat der Väter gut tun und dem Lande zum Nutzen und Vorneil gereichen. Eine rechte Schweizerin ist eine politisch interessierte, am öffentlichen Leben anteilnehmende Frau. Wie sollte sie ihre Buben zu aktiven Staatsbürgern erziehen können, wenn ihr Leben erfüllt wäre einzig von den Angelegenheiten der Kochtöpfe und des Kinos?

Alt Bundesrat Ernst Nobs + in einem vor dem Gesamtkapitel der Lehrerschaft des Bezirkes Zürich am 7. März 1953 gehaltenen Vortrag 'Schule und Verwirklichung der Demokratie'.

Frauenstimmrechts-Aktion Geldspenden sind sehr erwünscht. Einzahlungen auf Postcheckkonto VII 13 332

Der an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen vom 27. April 1958 gehaltenen Vortrag von

Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprecher in Bern

Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?

wird vom Schweizer Frauenblatt als Separatdruck, 24seitig, herausgegeben. Bestellungen sind zu richten an die Administration SCHWEIZER FRAUENBLATT, Winterthur, Postfach 210, mittels untenstehendem Bestellzettel

Die Unterzeichnete bestellt

Exemplare Sonderdruck «Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?» von Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprecher in Bern, zum Preise von 80 Rp. per Exemplar + Porto.

Name und genaue Adresse der Bestellerin

Jacqueline Thome-Patenôtre

Senatorin von Seine et Oise und Marie von Rambouillet

Von Melanie Bieri

In Paris erkundigte ich mich da und dort, welche Französin gegenwärtig am meisten von sich reden machte. Madame Thome-Patenôtre hiess es fast überall.

Wer ist diese Dame? Eine der sieben französischen Senatorinnen, auf unsere Schweizerverhältnisse zugeschnitten, Ständerätin. Sie ist zudem Maire, Stadtmann, von Rambouillet und wurde im letzten März als eines der vier weiblichen Mitglieder in das 142köpfige europäische Parlament gewählt.

Madame Thome-Patenôtre ist bei der «Libération», nach dem Krieg, ins politische Leben eingetreten. 1954 wurde sie Gemeinderätin von Sonchamp, dann Conseiller général, Grossrat, im Kanton Dourdan-Sud im Département Seine et Oise. 1946 wurde sie Senatorin und sitzt seither ununterbrochen im Palais du Luxembourg. Im Juni 1958 wurde sie in ihrem Amt bestätigt und vereinte in ihrem Departement am dritten Stimmzug auf sich. 1947 wurde Madame-Patenôtre Maire von Rambouillet und 1953 wiedergewählt. Es gibt in Frankreich noch mehrere weibliche Gemeindevorsteher, aber keine andere «regiert» eine Stadt in der Grösse von Rambouillet.

Jacqueline Thome-Patenôtre ist eine sehr aktive Parlamentarierin. Seit ihrer Wahl zur Senatorin gehört sie der Bau- und Wohnungskommission an und hat in dieser Eigenschaft zahlreiche Anträge eingebracht und im Senat vertreten. Wegen ihrer Kompetenz auf diesem Gebiete wurde sie im Kabinett Bourges-Maunoury im Juni 1957 zur Unterstaatssekretärin für den Wohnungsbau gewählt.

Madame Thome interessiert sich auch für die Aussenpolitik und ist Mitglied der senatorischen Kommission für auswärtige Angelegenheiten. Sie macht bei europäischen Komitees mit und präsidiert im Senat die Freundschaftsgruppe Frankreich-USA.

Jacqueline Thome-Patenôtre hat ausserdem eine eigene Zeitung, die von einem Redaktor betreut wird.

«Wie ist es möglich, eine solche Vielfalt von Aufgaben zu bewältigen?», fragten wir Frau Thome, die uns in ihrer vornehmen Stadtwohnung an der Avenue Foch empfing. «Il faut savoir organiser». Davon hängt alles ab. Madame Thome-Patenôtre ist so liebenswürdig, uns darüber zu berichten. A propos liebenswürdig, uns darüber zu berichten. A propos lie la plus aimable: vom Senat der Orden «de la courtoisie» überleitet.

«Ich habe mein genau festgelegtes Wochenprogramm», sagt uns Madame Thome-Patenôtre. «Der Montag ist meiner Funktion als Maire von Rambouillet gewidmet, der Stadt, die ich mit 22 Gemeinderäten verwalte. Eine Stadt ist wie eine grosse Familie; sie verwaltet, ihr Wohlergehen fördert, ist eine Aufgabe, die einen packt und nicht mehr lässt.»

Das Tagewerk beginnt um neun Uhr und dehnt sich oft bis in die Nacht hinein, bis gegen 9 oder 10 Uhr aus. Den Vormittag widme ich den Besuchern, die mich persönlich sprechen wollen. Man will seine Wünsche und Bitten immer dem Maire persönlich vorbringen; sie schliessen alles ein, vom Familien drama bis zum Jäten des Trottoirs. Hier erfahre ich alles über die Schwierigkeiten, mit denen die Menschen im allgemeinen zu kämpfen haben. Man vertraut dem Maire wie seinem Arzt, seinem Priester, oder seinem Anwalt.

Der Nachmittag ist Besprechungen mit dem Sekretär, der Maire, dem Studium der Gemeindeprobleme, gewidmet. Nur ein Maire weiss, wie viele Schritte nötig sind, um nur das geringste zu erledigen oder ein Problem zu lösen. Sicher werde ich in diesen vielfältigen Aufgaben von meinen Mitarbeitern tatkräftig unterstützt. Aber es ist doch immer wieder nötig, dass ich selbst auf der Präfektur oder auf einem Ministerium vorspreche. Selbstverständlich muss man auch die Gesetzgebung auf allen diesen Gebieten genau kennen, die bei uns in Frankreich leider ständig wechselt. Es ist äusserst spannend, sich mit einer Stadt zu befassen, aber... man darf dabei allerdings die Lokalpolitik nie ausser acht lassen, eine sehr heikle Angelegenheit, die viel Fingerspitzengefühl erfordert. Mit der Zeit jedoch gewöhnt man sich daran. Man sieht seine Anordnungen sich entwickeln und die Stadt gedeihen. Es ist alles viel unmittelbarer als bei der parlamentarischen Arbeit.

«Der Dienstag ist ein ausgesprochen parlamentarischer Tag», fährt Frau Thome weiter. Von morgens früh, das heisst von acht Uhr an, führe ich politische Telefongespräche mit den Kollegen mei-

ner Partei. Anschliessend beginnen die Arbeiten am Sekretariat, das ich seit Samstag früh nicht mehr gesehen habe. Durchläuft die Post, wie weit sind die bei den Ministerien unternommen Schritte gediehen? Wo steht die Gesetzgebung. Am Nachmittag, sofern der Senat tagt, öffentliche Sitzung im Senat. Ich folge ihr mit mehr oder weniger grossem Eifer, je nach der Angelegenheit, die behandelt wird!

Was ich am parlamentarischen Leben am meisten verabscheue sind die Nachtsitzungen. Während Monaten dauern die Sitzungen nur einige Stunden, dann plötzlich, zur Zeit der Budgetabstimmung, ziehen sie sich bis tief in die Nacht hinein. Wenn ich von einer Debatte eingekommen bin, so bleibe ich gerne die ganze Nacht im Palais du Luxembourg. Wenn ich aber bis gegen vier Uhr morgens für eine Verhandlung im Sitzungssaal festgehalten werde, die mir nicht liegt, ermüden mich die nächtlichen Sessions sehr.

Am Mittwoch habe ich meinen Empfangstag in Paris — nicht etwa als Dame der Gesellschaft — sondern als Senatorin. Von zehn bis ein Uhr empfangt sie Bürger aus meinem Departement Seine et Oise oder von Paris, die sich schriftlich oder telefonisch angemeldet haben. Hier werden mir wieder die sonderbarsten Gesuche unterbreitet. Viele Leute glauben, die Macht eines Parlamentariers sei unbegrenzt; er könne alles erreichen. Es gibt überdies Leute, die ihre Bittsteller zu einem Parlamentarier schicken, um sie los zu werden: der könne sicher etwas «machen». Sie vergessen, dass auch der Parlamentarier an das Gesetz gebunden ist. Wenn zum Beispiel ein Mann das für die Altersversicherung erforderliche Alter nicht erreicht hat, kann weder ein Minister noch ein Parlamentsvorsitzender etwas ausrichten.

Viele Leute sind von einer entwerfenden Naivität. So meinte zum Beispiel ein alter Mann: «Aber, wenn Sie mit dem Finanzminister sprechen. Sie kennen ihn doch persönlich.» Dagegen bin ich wehrlos. Ich bin so weit gekommen, niemandem mehr zu sagen, dass ich jemanden kenne, das macht die Sache viel einfacher.

Am Mittwoch nachmittag versammelt sich die Kommission für Auswärtige Angelegenheiten, der ich angehöre. Nebenbei befasse ich mich in diesem Ausschuss mit der Gruppe Frankreich-USA, die ich präsidiere. Der spätere Nachmittag ist der Redaktion unserer Monatszeitung gewidmet. Wir organisieren Studententagungen über sehr verschiedene Probleme: Wohnungsfragen, Alkoholismus, Jugendverwahrlosung.

Am Donnerstag tagt die Kommission für den Wiederaufbau. Am Nachmittag ist öffentliche Sitzung im Senat. Den Freitag widme ich meistens Versammlungen, die nicht mit meiner Tätigkeit als Parlamentarierin zusammenhängen, oder ich arbeite an meinen Gesetzgebungsentwürfen, Reden oder Anträgen. Man leidet immer unter Zeitmangel. Wenn man von einer Versammlung in die andere hetzen muss, hat man viel zu wenig Zeit, um Texte zu lesen oder gar sie eingehend zu studieren.

(Fortsetzung folgt)

Von den 83 selbständigen Staaten der Welt gehören 61 Staaten, darunter alle Grossstaaten und die grossen Nachbarstaaten der Schweiz, den Frauen das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie den Männern. Ein differenziertes Stimmrecht haben die Frauen heute noch in sechs kleineren Staaten. In Portugal und Guatemala haben die Frauen nämlich den Nachweis einer gewissen Bildung zu erbringen, obwohl ein solcher von den Männern nicht verlangt wird. In Portugal müssen sie überdies Familienoberhaupt sein. In anderen Staaten können sie nur an den örtlichen Wahlen teilnehmen (Monaco, Haiti und Peru).

Dagegen gewähren 15 Länder den Frauen überhaupt kein Stimm- und Wahlrecht, während die Männer ein wählen. Zu dieser Gruppe gehört in Europa ausser der Schweiz nur das Fürstentum Liechtenstein. Ausserhalb Europas sind es die Länder Abessinien, Ägypten, Afghanistan, Kambodscha, Kolumbien, Honduras, Iran, Irak, Jordanien, Laos, Libyen, Nicaragua und Paraguay. Dazu kommen die Länder, in denen auch die Männer kein Wahlrecht haben (wie Saudi-Arabien und Jemen).

Aus der Botschaft des Bundesrates vom 22. Februar 1957

Politisches und anderes

Erfolgreicher Abschuss einer sowjetischen Welt-raum-Rakete

Am vergangenen Freitag wurde in der Sowjetunion eine Zweistufen-Rakete nach dem Mond abgefeuert. Die Rakete ist am Sonntag in einer Entfernung von rund 7500 Kilometer am Mond vorbeigeflogen und hat eine elliptische Flugbahn um die Sonne eingeschlagen. Die russische Rakete ist damit zusammen mit Erde, Mars und sieben anderen Planeten zum zehnten Planeten der Sonne geworden.

Die westlichen Noten zur Berliner Frage

Die diplomatischen Vertreter Frankreichs, Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten haben am Mittwoch in Moskau ihre Antworten auf die sowjetischen Vorschläge für die Schaffung einer entmilitarisierten freien Stadt Westberlin überreicht. In den Antworten wird der sowjetische Vorschlag entschieden zurückgewiesen und betont, dass die westlichen Alliierten das Recht zur Aufrechterhaltung von Garnisonen in ihren Sektoren der Stadt Berlin und das Recht für freien Zugang nach Westberlin besitzen. Auch die Bonner Regierung hat eine ähnliche Antwortnote der Sowjetunion überreicht.

Mikojan in die USA

Der stellvertretende sowjetische Ministerpräsident Mikojan ist in New York zu einem 14tägigen inoffiziellen Besuch eingetroffen. Er hat bereits mit Staatssekretär Dulles über Berlin und Fragen von beidseitigem Interesse gesprochen. Er wird auch mit Präsident Eisenhower zusammentreffen.

Der Umsturz in Kuba

Der kubanische Präsident Batista, der jahrelang mit den Rebellen Fidel Castros gekämpft hat, ist zurückgetreten und hat das Land zusammen mit zahlreichen Vertretern seines Regimes auf dem Luftwege verlassen. Fidel Castro proklamierte Dr. Manuel Urruzia zum provisorischen Präsidenten der Republik. Die neue Regierung Urruzias wurde bereits durch gewisse amerikanische Regierungen anerkannt.

Unruhen in Belgisch Kongo

Ueber das Wochenende kam es in der Eingeborensiedlung von Leopoldville zu schweren Unruhen. Die Behörden mussten Panzertruppen einsetzen. Es wurden 15 Afrikaner getötet und etwa 100 verletzt. 20 Europäer erlitten Verletzungen. Die Unruhen wurden durch den Stamm der Akabos gestiftet, der die sofortige Unabhängigkeit Kongos verlangt.

Vatikan anerkennt nicht mehr die Exilbotschafter Polens und Litauens

Wie am Montag offiziell im Vatikan bekannt wurde, anerkennt der Heilige Stuhl die beiden Botschafter der polnischen und litauischen Exilregierungen nicht mehr.

Der Aufruf der Berber in Marokko

In den Berggegenden südöstlich von Fez und in den südlichen Vorbergen des Rif kam es zu einem Kampf zwischen den Regierungstruppen und den rebellierenden Berber-Stämmen. Die Berber werden von ihrem langjährigen Häuptling Lahen Lyoussi, einem ehemaligen Innenminister, geführt. König Mohammed V. richtete einen feierlichen Appell an die Dissidenten.

Kernwaffenkonferenz in Genf wieder aufgenommen

In Genf wurde die seit dem 19. Dezember unterbrochene Konferenz über die Einstellung der Versuche mit Kernwaffen am Montag wieder aufgenommen.

Volksinkommen der Schweiz im Jahr 1957

Nach den in Nr. 12 der «Volkswirtschaft» veröffentlichten Ergebnissen betrug das Volksinkommen der Schweiz im Jahr 1957 27,3 Milliarden oder nahezu sechs Prozent mehr als im Vorjahr. Davon entfielen auf das Arbeitsvolksinkommen 16,5 Milliarden Franken, auf das Geschäftsvolksinkommen Selbständig-erwerbender 5 Milliarden Franken, auf die Unternehmungskasse rund 3,5 Milliarden Franken und auf das Zinsinkommen 2,1 Milliarden Franken.

Die Frauen im Landesverteidigungsrat

In dem vom Bundesrat ernannten Landesverteidigungsrat, bestehend aus 26 Mitgliedern, wurden zwei Frauen gewählt: Frau Elsa Peyer-von Waldkirch, Vizepräsidentin des Schweiz Bundes für Zivilschutz (Schaffhausen), und Frau Dr. iur. Margrit Herri, Präsidentin des Schweiz. Katholischen Fürsorgevereins (Zürich), als Ersatzmitglied.

Abgeschlossen: Dienstag, 6. Januar 1959

cf

denn sie ist ihrer selbst tatsächlich nicht so sicher, wie dies nach aussen hin den Anschein haben mag. «Ganz erbärmlich», zieht sie in dieser schlaflosen Nacht Bilanz, «schwanke ich hin und her. Einmal lockt mich das bunte, lärmende Leben in der Stadt in einer Weise, dass ich am liebsten gleich dorthin ziehen möchte. Dann ist es wieder, als ob mir nur die tiefste Stille hoch auf einer einsamen Alp zu sagen würde, für die Dauer vieler Wochen, ein Fernsein von allem und jedem, was Getriebe, was Menschen bedeutet. Oder ich stürze mich in die Arbeit, bis zum Allerletzten gebe ich mich auf. Ich will einer Aufgabe gerecht werden. Ich will denen, für die ich da sein kann, wirklich eine Stütze sein und versuche so meinem Leben einen Sinn zu geben. Dann aber bin ich dessen wieder müde und ich sehne mich geradezu qualvoll nach der Besiegung, eine Liebe gibt, nach der Umarmung eines Mannes, darnach, seine Gefährtin zu sein. Ein Zuhause, das einfachste, kleinste, möchte ich haben, Kinder... Wohl gibt es Stunden der Gnade, da ich das, was so schwer und tief in mich versinkt, was in meinen Gedanken lastet, künstlerisch in Wort und Reim hineingestülpe. Oder ich musiziere. Aber dann kommen die Zeiten der Trägheit, der Unlust, die ich dann so schwer überwinde...»

Trotzdem fühle ich mich im Grunde genommen mutig und stark. Ich freue mich, zu leben...»

In eben diesen Tagen besucht Dr. iur. Gabriel Zweifel mit seiner ihm kürzlich angetrauten Gattin Mutter Regula Blumer. So stehen sich die beiden jungen Menschen, die ihren Weg kompromisslos gehen wollten und darüber oft die heftigsten Diskussionen führten, ganz unvermutet wieder gegenüber. Es ist jene deutsche Blondine, eine selbst-

bewusste, kühle, doch zweifelsohne gediegene Erscheinung, die damals ihr Zusammentreffen in der Stadt störte, als Katrina Gabi das Geld für Jan Stepan's Klaviermiete überbrachte. Es geht nur einige Minuten, und Gabriel und seine Cousine streiten sich schon wieder. Der in Hauptmannsuniform Erschienene will nichts mehr davon wissen, dass er vor Kriegsbeginn mit dem neuen Regime des Nachbarlandes im Norden sympathisierte. «Und doch ist es so!», beharrt Katrina, «du wolltest auch mich dafür gewinnen. Wer sonst hätte mir diese Schriften zugeschickt, mit Anmeldekarten zur Mitgliedschaft? — Ich denke mir, dass du im richtigen Moment zurückgetreten bist, klug wie du immer warst, sonst würdest du deine Uniform nicht mit gutem Gewissen tragen dürfen.»

«Es ist also doch so, wie Oberst Freuler sagte, dass du völlig verdorben bist, unmöglich geworden für die Gesellschaft; aller Anstand ist dir abhand gekommen, du schreckst vor nichts zurück...»

«Er hat sich also über mich geäussert, der Herr Oberst, ach, so! Das muss für dich ganz angenehm gewesen sein. So konntest du immerhin meine Ehre retten. Ich hoffe, dass du es tatest!...»

«Katrina, lass dir sagen, dass sich deine Herkunft bemerkbar macht. Wenn man die Bücher von Lieni Lenz liest...»

Nun mischt sich still und lieb, zur grossen Verwunderung Katrinas, Regula Blumer ins streitbare Gespräch:

«Gabriel», sagt sie, «erwähne bitte Katrinas Herkunft nicht in dieser Weise, die mir gar nicht gut an dir gefällt. Die Bücher des Schriftstellers Lieni Lenz habe ich auch gelesen. Ich muss sagen, dass ich sie und den Mann, der sie schrieb, sehr schätze. Was nun aber Oberst Freuler betrifft, wollen wir

uns lieber in Schweigen hüllen. Es ist für ihn und für uns besser.»

Die Mutter ist recht müde geworden, so scheint es, über ihrer Zurechtweisung, die sowohl ihr Neffe als dessen schöne Gefährtin der alten Dame unvorhersehbar übernehmen. Sie bleiben keine fünf Minuten länger da und gleich hört man draussen einen Motor anspringen. Hauptmann Zweifel steuert den kleinen Wagen seiner eleganten Frau.

«Gedulde dich noch ein paar Tage!», hat dann Mutter Regula Katrina gebeten, «wir werden in einer Weise miteinander reden können, die vieles zu klären vermag. Nur ich bedarf noch einiger Auskünfte. Ich muss noch zum Anwalt...»

«Zum Anwalt...? Zu Dr. Freuler also? Ach, er wird mir meine Zurückhaltung, meine Absehung sehr verübeln, fürchte ich...»

«Nein, Liebes! Keine Sorge! Zu ihm gehe ich nicht! Zu ihm nie mehr!...»

*

Dieses Ungesagte, Geheimnisvolle, das sich ihr enthüllen soll, angedeutet von der merkwürdig entschlossenen und bewusst vorgehenden Mutter Regula, lässt Katrina auf ihrer Wanderung ins Tal nicht Rabe. Sie sucht das Dorf auf, wo sie Unterricht erteilte, und trifft grossgewordene Buben und Mädchen an, denen sie damals das A und das Einmaleins beibrachte. Am Zweirohrenbrunnen im Weiler muss sie Wasser trinken. Sie lehnt über den Gartenzaun und schaut in die Blumenpracht, lauscht dem Bienenengum. Die Wiesgen sind schon im Herbstzeilossen bestückt. Gluckhocken läuten. Auf den Aeckern brennen Kartoffelfeuer.

«Wie wird es denn sein?», verliert sich Katrina auf ihrem einsamen Heimweg dem Fluss entlang im Netz der eigenen Gedanken, «wenn ich wieder dort



BETTY KNOBEL

Zwischen den Welten

ROMAN

«So geht es uns allen, Tine», tröstet Katrina, und sie erzählt von ihren Schwierigkeiten, die von der Freundin ein wenig zu rasch und in unbedachter Härte als lächerlich befunden werden. Doch Katrina selbst ist nicht dieser Meinung. Sie weiss, dass ihr mit diesen Ferientagen gewissermassen eine Frist gegeben ist, sich selber etwas besser kennenzulernen, sich selber in die Hände zu bekommen und dann anders, neu, bewusster vorwärts zu gehen. Wieder verbringt sie diese erste Nacht in der kleinen Stadt schlaflos. Der Föhn braust durch die Strassen und stösst durch die Luft. Die trockene, lastende Schwere in der Natur, der Geruch, der sich aus den Wäldern und Wiesen mit ihr vereint, machen seltsam bange. Man muss die Fenster weit aufreissen und nach Luft ringen. Das Herz fühlt sich beengt, man möchte sich befreien.

Was aber mag die Mutter quälen? Wird sie sich aussprechen? Gute Mutter! Die Krankheit hat sich ihr deutlich ins Gesicht geschrieben. Doch Katrina kann nicht bei ihr bleiben. Sie muss ihren Weg gehen. Noch ist sie sich über das Ziel nicht völlig klar. Es ist, als taste sie zwischen den Welten,

Die Frau in der Kunst

Ein Rückblick:

Die Frau im Theaterspielplan 1958

Ist die Bühne unseres Landes, wie schon 1957, den weiblichen Problemen besonders geneigt? Man ist versucht, es zu glauben, betrachtet man den Spielplan — und die Mitwirkenden. Denn unter allen Künstlerinnen, die die Bretter, welche die Welt bedeuten, betreten, müssen wir die Schweizerinnen Elsie Attenhofer, Wiltrud Tschudi, Ellen Widmann und Margrit Winter erwähnen; mit ihnen aber auch Tilla Durieux, Alicia Markova und die durch Heirat Schweizerin gewordene Irmentraut Fannenboeck. Von Werken aber, die in unserer Erinnerung haften bleiben werden, sind zu nennen: Die «Lady mit der Lampe», «Marie und Robert» des Aargauers Paul Haller, Dürrenmatts «Besuch der Alten Dame» (in St. Gallen), «Das Fräulein und der Zufall», des holländischen Desjardins, «Ein Mädchenleben für Wind», von André Obey (am Städtebühnen-Theater Solothurn), Biel) und «Schau heimwärts, Engel», von Kitti Frings nach Thomas Wolfe berühmtem Roman.

Beginnen wir mit dem letzten Stück: Die geldgierige, ihre Familie beherrschende und unterdrückende Mutter, die Kinder und Mann dennoch glückselig beschützt, liefert die furchtbare Schilderung eines Menschen, der nur noch aus materieller Sicherheit denkt, voraus schliesslich die Sucht nach Besitz entsteht. Eliza Gant hat alles Seelische vergessen und will aus ihren Söhnen kostlose Helfer bei ihrer Rafferei machen. Als einer von ihnen entrückt stirbt und der zweite sich zum Entschluss durchringt, ein freier Mann zu werden, sieht sie sich der Verlassenheit gegenüber und begreift, dass es nicht im weiblichen Charakter zu liegen hat, sich dem Erwerb irgendwelcher Art immer hinzugeben — sie betritt damit ihr eigenes Wesen. Ellen Widmann erregte bei allem Abscheu am Ende unser Mitleid. Ebenfalls im Basler Stadttheater war sie kurz vorher die von Sehnsüchten geplagte Alte in Ionescos «Die Stühle» gewesen. Die greise Pförtnerin verneint ihre Hoffnungen und Wünsche Gestalt werden zu sehen, nähert sich ihnen lüsternd und erlebt das unfassbare Glück, dass die — unsichtbaren — Traumfiguren sie zum Gipfel ihrer geheimsten Regungen führen. Das erträgt sie nicht, sie zieht den Tod vor. Aber auch in einem dritten Schauspiel faszinierte uns Ellen Widmann. Hallers Mundart-Stück «Marie und Robert» am Zürcher Schauspielhaus gibt ihr die Möglichkeit, eine begottene und eher listige Matrone zu verkörpern, die nicht über ihren engen Gesichtskreis hinaussieht

und mehr Unheil als Frieden stiftet. Aber weit eindringlicher noch ist Margrit Winter neben ihr: nachgebend hat sie den ungeliebten Mann geheiratet und kann sich doch von dem ihr eigentlich bestimmten nicht losreissen. In eingebildete und wirkliche Schuld verstrickt, wird sie niemals zu wirklichem Frauentum gelangen. Sie wird ihre Kinder aus erster Ehe aufziehen; das ist alles, was ihr gewährt ist. Margrit Winter erschüttert uns so sehr, wie Wiltrud Tschudi in «Das Fräulein und der Zufall» als verschupptes Jungferlein, die zugrunde gehen muss, um die Herzen der anderen, der Bösen, dem Guten zuzukehren. Sie ist von einer grossartigen Eindringlichkeit, dies ist um so erstaunlicher, als sie daneben als Multimilliardärin Dürrenmatts wie eine Rache furie sichtbar wird. Indes merken wir bald, dass dies nur das äussere Bild ist. Tatsächlich ist die reiche Gerechtigkeit Fordernde ein armseliges Protesenwesen, dessen Liebesleben getötet wurde. Aus den Trümmern zimmert sie sich einen neuen Halt, und wie Wiltrud Tschudi das Bemitleidenswerte mit dem Dämonischen verknüpft, rechtfertigt ihren wohlverdienten Triumph am St. Galler Stadttheater.

Studenten und Oekumene

Oekumene ist für viele von uns noch immer ein etwas schattenhafter Begriff. Man erinnert sich vielleicht an die Weltkirchenkonferenzen in Amsterdam und Evanston, dieser oder jener hat den Pavillon des Weltkirchenrates in der Expo in Brüssel gesehen und weiss so über Sinn, Aufgabe und Arbeit der Oekumene in grossen Zügen Bescheid.

Es ist nun ein Jahr her, seitdem das Oekumenische Studentenheime, das erste Zentrum dieser Art in Deutschland — inzwischen ist in München noch ein weiteres entstanden — in Heidelberg eingeweiht wurde. Bei einem Rundgang durch dieses Haus und im Gespräch mit verschiedenen, dort wohnenden Studenten ist mir Oekumene lebendige Wirklichkeit geworden.

Der langgestreckte Bau liegt in einem alten Park am Fusse des Schlossberges. Es waren verschiedene Gründe, die den Heidelberger Theologen Prof. Edmund Schlink bewogen, sich für die Errichtung des Oekumenischen Studentenheims einzusetzen.

Da war einmal der grosse Wohnungsmangel nach dem Krieg. Wo sollten die Studenten Unterkunft finden, die ihnen bescheldenen Mitteln entsprach? Ausländische Studenten, die finanziell besser gestellt waren, wurden oftmals ausgenutzt, und so gelangte man zu der Überzeugung, dass diesen Missständen nur durch Neubauten abzuhelfen sei. Doch waren da noch andere Probleme, die einer Lösung bedurften: die Studenten von heute sind oft die führenden Persönlichkeiten von morgen, und sie tragen Kultur und Politik ihres Landes mit. Hatte eine Universität wie Heidelberg mit ihren zahlreichen ausländischen Studenten nicht auch in dieser Beziehung eine Aufgabe zu erfüllen? Für die Entwicklung jedes Menschen ist es von grosser Wichtigkeit, aber er in jungen Jahren Zugang zu fremden Völkern gefunden hat, in lebendigen Kontakt mit anders gearteten Menschen gelangt ist und gelernt hat, sie — gerade in ihrer Andersartigkeit — zu achten und zu verstehen. Doch nur zu leicht geschieht es, dass ausländische Studenten sich einsam fühlen und kaum Kontakt finden mit den Bewohnern des Gastlandes.

«Man möchte nicht allein sein», sagte mir ein junger, aufgeschlossener Amerikaner. «Deutsche und Ausländer sollten wirklich zusammen leben. In unserm Studentenheim sind zwei Drittel Ausländer und ein Drittel Deutsche, und so kann man sich richtig kennenlernen.»

Doch dieses Haus will nicht nur Wohngemeinschaft sein. Sein Gründer ist der Meinung, wahre und lebendige Familiengemeinschaft könne nur entstehen und bestehen, wenn sie getragen ist von einer allen gemeinsamen Idee. So ist die einzige Bedingung für die Aufnahme ins Oekumenische Studentenheim, dass die Studierenden einer Christlichen Kirche angehören und bereit sind, am besonderen geistlichen Leben dieses Hauses teilzunehmen.

Und hier wird Oekumene anschauliche Wirklichkeit: Wenn der orthodoxe Grieche mit einem

Es wäre schön gewesen, wenn uns die Geschichte der Florence Nightingale, wie sie Elsie Attenhofer im Zürcher Schauspielhaus erzählte, ähnliches vermittelt hätte: den Schauer des Krieges, das Ringen der Frau um Erkenntnis ihrer «mütterlichen» Sendung, ihre Verfehlung anderen Verantwortungen gegenüber. Zwar ist uns Rosemarie Gerstenberg als wundersames Bild auch jetzt noch gegenwärtig, aber lag es an der Regie (eines Mannes), dass der eigentliche Konflikt (in der Seele der Florence) verschüttet schien? — Was ein einfühlsamer Regisseur vermag, zeigte sich in Solothurn bei Obeyes zauberhaftem Iphigenie-Drama. Direktor Markus Breiter hat die Tragödie eines jungen Mädchens, das zu den Kriegsbegeisterten und Machtgierigen nicht Ja sagt, bewegt geformt.

Der Regierungsrat hat aus dem Kredit zur Förderung der Literatur Ehren-, Anerkennungs- und Aufmunterungsgaben an Albert Betz, Marie Bretschger, Winterthur; Fritz Meyer; Karl Alfons Meyer; Olga Meyer, Frau Esther Odermatt; beide in Zürich; Adolf M. Vogt; Erich Weiss und Albert J. Welti im Gesamtbetrag von 18 000 Franken zugesprochen.

Der zugerische Regierungsrat hat an Elsa Bossard (Zug) in Würdigung ihres literarischen Schaffens einen Preis von 2000 Franken verliehen.

amerikanischen Mennoniten das Zimmer teilt, wenn der reformierte Schweizer mit einem englischen Baptisten zusammen sich in der Teeküche zurechtfinden muss, oder wenn der Norddeutsche Lutheraner mit einem holländischen Calvinisten Ping-Pong spielt, so ergeben sich Fragen und Gespräche von selbst, und die fremden, oft kaum gekannten Kirchengemeinschaften entstehen in plastischer Lebendigkeit. Doch wohnen nicht etwa nur Theologiestudenten im Heim. Die Studierenden gehören den verschiedensten Fakultäten an, und es ist der gemeinsame Glaube an Christus, der sie verbindet.

Im hellen Wohnraum mit behaglichen Sesseln, Klavier und Plattenspieler, sitzen einige Studenten: ein Japaner, ein weißer und ein schwarzer Amerikaner, ein Grieche, ein Franzose und zwei Deutsche. Man hat das Gefühl, dass sie alle hier wirklich sich zu Hause fühlen.

Neben den Türen der Studentenzimmer, die in frohen und modernen Farben gehalten sind, sind kleine Schildchen angebracht. Wie viele fremdländische Namen stehen hier! Wohl 15 Nationen mögen vertreten sein!

Ein junger Dozent steht dem Heim als Hausvater vor. Er ist für die Studenten da, wenn sie seiner bedürfen, schränkt aber in keiner Weise ihre persönliche Freiheit ein.

Das eigentliche Herzstück der Lebensgemeinschaft dieses Hauses ist die Kapelle. Sie ist ein schlichter Raum mit schönem dunklem Holzgestühl und wunderbaren Glasfenstern in leuchtenden Farben. Die Andachten, zu denen sich die Hausgenossen zweimal täglich hier versammeln, werden abwechselnd von einem der Studenten, ob Laie oder Theologe, nach der Ordnung seiner Heimatkirche gehalten. So lernt jeweils die ganze Hausgemeinschaft die bisher fremde Konfession durch lebendige Teilnahme und eigenes Mitbeten in ihrer zentralen Funktion kennen.

Vor der Türe der Kapelle hängt eine kleine Glocke, auf der in griechischen Buchstaben die Worte stehen: «Jesus Christus, der Herr.»

Die Verwirklichung des ökumenischen Gedankens in diesem Haus ist von grosser Eindringlichkeit. Es scheint damit ein neuer verheissungsvoller Schritt gemacht auf dem Wege des gegenseitigen Verstehens und des Zusammenwachsens der christlichen Kirchen.

G. R.

Zahlstelle zum Einzug der Alimente

(BSF) Das Protektorat für alleinstehende Frauen, Zürich, der Zürcher Frauenrat und die Zentralstelle für kirchliche Gemeindearbeit in Zürich haben zugunsten geschiedener Frauen in Stadt und Kanton Zürich eine konfessionell neutrale Zahlstelle zum Einzug der Alimente geschaffen, bekanntlich ein sehr trauriges Kapitel im Leben vieler geschiedener Frauen. (Adresse: Zentralstelle für kirchliche Gemeindearbeit, Klossbachstr. 51, Zürich.)

Neues vom Bund schweizerischer Frauenvereine

Die Delegiertenversammlung ist auf das Wochenende des 2./3. Mai festgesetzt. Tagungsort: Neuenburg.

Am 23. Februar findet eine BSP-Präsidentinnenkonferenz in Zürich statt.

Informationstagung betr. Atomenergie. Eine solche wird auf den 16./17. März (vorläufig in Basel) vorbereitet. Das besondere Interesse gilt dabei natürlich vor allem der friedlichen Verwendung der Atomenergie, wie der Verwendung von Atomwaffen in der Armee. Es wird ein reger Besuch dieser in Aussicht stehenden Tagung erwartet.

Aus der laufenden Arbeit

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich die Kommission für soziale Fragen des BSF u. a. eingehend mit den Problemen der straffangenen Frauen im Zusammenhang mit dem vom eidgenössischen Strafrecht vorgeschriebenen Anstaltsreform und der von den Kantonen vorgesehenen Zentralisierung der Strafanstalten befasst.

Mit Delegierten der Frauenzentralen der Konkordatskanton und weiteren Vertreterinnen von Frauenverbänden besichtigten die Mitglieder der Kommission für soziale Fragen die Strafanstalten Regensdorf, Hindelbank, Rolle und, am 12. November dieses Jahres, Bellechasse. Soweit sich dies als notwendig erwies, wurden in Eingaben an die zuständigen Behörden Wünsche in bezug auf die baulichen Veränderungen und die Leitung der Frauenabteilungen sowie die Betreuung und die berufliche Förderung der straffangenen Frauen unterbreitet. Mit dem Besuch von Bellechasse hat die Kommission die Tätigkeit für die straffangenen Frauen abgeschlossen, doch wird sie mit den Frauengruppen der Konkordatskanton in Verbindung bleiben, da sich nach erfolgter Zentralisierung zweifellos neue Fragen ergeben werden.

Für gepflegte Damen- und Herrenbedienung PARFUMERIE

Boeschstein
Schaufhausplatz (Nordbau) Eidg.
ZÜRICH 6 Tel. 26 25 01 Diplome

Geschenkabonnement des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 11.50
das Jahresabonnement
gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellchein, jedoch nur für neue, also nicht bisherige Geschenkabonnements!

Unterschrift bestellt bei der Administration des Schweizer Frauenblattes, Winterthur (Postcheck-Konto VIII b 58), ein

Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____
an Frau/Frl. _____

Unterschrift und Adresse des Bestellers



Cliché ATP

Die erste schweizerische Obergerichtsschreiberin

Das Obergericht des Kantons Bern wählte mit grossem Mehr als neuen Obergerichtsschreiberin Frau Ely Furler, Bern. Fräulein Furler besuchte Gymnasium und Universität Bern. Gleich nach Beendigung des Studiums nahm sie eine Stelle als Sekretärin am Obergericht an, avancierte bald zum Kammerbeschreiber und ist nunmehr die erste Obergerichtsschreiberin in der Schweiz.

bin, in meinem kleinen Daheim, in der Stadt meiner Mutter Ursina? Im Winter? An den kalten Abenden? Wenn ich die Energie, den tückelnden Ofen zu heizen, ganz einfach nicht mehr aufbringe, den Mantel wieder umlege und die Mütze aufsetze, um den unfreundlichen vier Wänden zu enttrinnen. Wohin jenseits? Es schneit. Oder es regnet. Oder dann weht der beissende scharfe Westwind und schaukelt in der Gasse die Bogenlampen in einer Weise hin und her, dass ihre Schatten auf dem Asphalt und den Hausfassaden entlang gespenstische, närrische Spiele treiben. Ich blicke dann wohl zu den vereinzelt erleuchteten Fenstern empor, hinter welchen ich Wärme wähne, Wohllichkeit, Menschenweisheit und — Glück. Zuletzt bleibt mir dann nichts anderes übrig, als mich im Alkohol freisetzen an einen der Tische zu setzen und nach den zerlesenen, von der Berührung vieler Hände schmiegten Zeitungen zu greifen. Ich trinke eine Tasse Tee. Ich esse ein Brötchen. Das Hin und Her der Schritte, das Auf- und Zuklappen der Flügeltüren, das Rufen der Serviertöchter am Pass, das Geklingel an der Kasse und das Geklingel von Bestecken und Geschirr, mit denen hantiert wird, summt mir in den Ohren. Wie lange bleibt ich merkwürdigerweise unverantwortlich leicht und kleben, werde schwer wie Blei und schrecklich müde. Die Stühle werden zusammengerückt. Der Portier mit Besen und Kehrichtschaufel erscheint, und, wahrhaftig, ich bin der letzte noch verweilende Gast, der zum Heimgehen die geringste Lust empfindet. Vor diesem Heimgehen fürchte ich mich nämlich sehr. Nur mit grösster Anstrengung gelingt es mir allemal, das schwere Haustor zu öffnen, das in ekel-

haften Tönen krächzt, als ob es mich meiner Bummel und meines mutlosen Wesens wegen schelten müsste. Im leicht nach Moder und Vergangenheit riechenden Flur kauert feindselig die Finsternis, so dass ich die Schneckenhaustreppen richtig empore, in einer kindlichen Angst, dieses Dunkle, Feuchte werde mit Händen nach mir fassen und mich nahe zu sich heranziehen. Dann, wenn ich oben bin, kommen die zerquälenden Einsamkeiten der Nacht.

(Fortsetzung folgt)

Dieses Feuilleton, in Buchform erschienen — Preis nur Fr. 7.50 — ist ein sinnvolles Geschenk für Mutter, Tochter oder Freundin. Benützen Sie den Bestellzettel auf Seite 4

Winterreise mit Äpfeln und Birnen

Vom Sommer und Herbst als Licht- und Luftereignis bewahren wir nichts als Erinnerungen, die zerflatterten, festere Garantien sind die Früchte. Nicht jene, die durch Hitze und Dampf verwandelt in die Gläser geraten, sondern die andern, die wir auf Borden und Holzstellen in der kühl bewahrenden Luft der Keller aneinanderreihen, die den Estrich parfümieren und gelegentlich ein ganzes Haus in der Bannmeile.

Der Segen war reich, die Kanada-Reinette hängen sich zu Hügel an den Tischen und Ständen der Märkte. Ihre Haut grüngrau, ockrig verwachsen, gelegentlich gelb-rötlich, beschwört das Laub, das

der Wind verweht und das unter der Einwirkung von Schnee, Nässe, Frost langsam zu Humus zerfällt.

Fülle, Mannigfaltigkeit der Äpfel, der Birnen! Einige rufen das Lächeln, andere sind auf Repräsentation eingestellt, als hätten sie die Urbilder, die Urformen zu hüten. Der Starking-Apfel hat ewig die Schultern hochgezogen, er ist sehr geeignet für einen korrekten Haushalt. Die Goldparmäne kommt heute ein wenig aus der Mode. Ist sie — wie die Fachleute vermuten — überaltert? Unter Umständen. Ihre handliche Form, ihr schöner Goldton mit rötlichen Lichtern macht sie so geeignet für festliche Fruchtkörbe. Sie allein ist würdig, neben Dichtern in die Hand genommen und als Medium des vergangenen Jahres gepriesen zu werden. Ganz anders der weisse Klarapfel, der Gefährte der praktischen Hausfrau, sachlich gut für die Wähe unter Umständen. Wohl ist er «winterhart», doch tut man gut daran, ihn frühzeitig zu essen. Der erstaunlichste: der Ontario, ein Apfel, den man noch im Blau und Schraube des Dezember-Winds erntet, und der die Winterreise mit Mut und langem Atem durchhält. Es gibt Liebhaber, die ihn noch im frühen Juni verzehren.

Zwischen Apfel und Birne befindet sich kein Zwischenglied. Die Birne ist nun einmal von lyrischer Art. Ihr Fruchtgeschmack schmilzt, man hat ein anderes Verhältnis zu ihr. Es gibt Birnenliebhaber, entzückte Anhänger dieser Frucht, die an einen dicken erstarren Tropfen denken lässt, Anhänger, die einen Apfel entzückt zurückweisen. Zwei Welten, zwei Begriffe. Der herrlichen Edel-Crassane (die im Wallis vorzüglich gedeiht) setzen die Franzosen einen Siegelacktopfen auf den Stengel. Unter Umständen ist das ihre Nase, sie muss nun den Atem anhalten und dauern.

Wie unter den Äpfeln gibt es auch unter der Schar der Birnen eine, die uns lange im Winter die Treue hält: Josephine von Namen. Josephine? Ah, natürlich, sie hat auch einen Familiennamen! Von Meckeln, bitte. Sie kam ihren hohen erlesenen Grad der Reife Ende März wohl offenbaren. Ihre grüngelbliche Haut trägt einen leichten Rost. Er erinnert an die Pastorenbirne der Kindheit, die so schrecklich verquält und verschrumptel dreinschaute und die, bis man in sie hinein, plötzlich das Halleluja auf der Zunge beschwor: ah, das war die ganze Süsse des Jahres.

Dass ich dir, meiner Gatten Luise, ein nachträgliches Loblied singe oder summe. Dein heller guter Kuss schmilzt so schnell dahin. Du bist uns nicht lange treu im Winter. Du ziehst es vor, dich rasch verzehren... und geniessen zu lassen. Wer versagst dich? Nur die Undankbaren, jene, die gedankenlos eine Frucht verspeisen, verschlingen und ihre Süsse als «Zuckergehalt» zur Kenntnis nehmen.

Die Christbirne gerät, ach, nie unter den Christbaum. Es sei denn als Kompott im Einmachglas. Ich liebe ihr heiliges Kleid, den Hauch von Rote, den sie verschmätzt darüberwört. Von Frösten und Unfreundlichkeiten will sie nichts wissen. Eine Birne mit männlichem Namen ist die Alexander Lukas. Erregt sie spät, so spät wie möglich vom Baum — so viel länger will und mag sie dauern. Auch sie hat es mit dem Nesselheide Rost zu tun, aber darüber sind zierliche Punkte verteilt, im gewissen Sinne lauter Schönheitsspitzchen.

Sie alle in den verdunkelten Räumen, in den dunkelnden Grotten und auf den Schultern der Schränke, treten mit uns die Reise ins Ungewisse, in den Winter, den saisonbedingten und den von Schicksal beladenen Winter an. Geniessen wir sie, wie ein alter Onkel von mir sagte, «mit Andacht». E. H. St.

**Zürcher Frauenverein
für alkoholfreie Wirtschaften**

